



Dies ist eine Leseprobe von Klett-Cotta. Dieses Buch und unser gesamtes Programm finden Sie unter www.klett-cotta.de

JACQUES LUSSEYRAN

Das Leben beginnt heute

KLETT-COTTA



Klett-Cotta

www.klett-cotta.de

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel

»Le monde commence aujourd'hui«

© 1959 by La Table Ronde, Paris

Für die deutsche Ausgabe

© 1975 by J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger GmbH, gegr. 1659, Stuttgart

Printed in Germany

Umschlag: Klett-Cotta-Design

Satz: Wilhelm Röck, Weinsberg

Gedruckt und gebunden von CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-608-96500-1

Neunte Auflage, 2016

Mit vierunddreißig Jahren fühle ich mich, als sei ich eben erst geboren. Diese Empfindung habe ich jeden Tag. Sie mag sonderbar sein, aber sie ist so lebhaft, so tief und wirklich, daß ich sie laut herausschreien möchte.

Das Leben beginnt heute. Das ist für mich eine Realität in den Augenblicken, in denen ich keine Angst habe. Es ist eine Realität für alle Menschen. Manchmal frage ich mich geradezu, ob die Angst nicht die Hauptursache, die einzige Ursache unseres Alterns ist.

Ich fühle mich so jung. Das ist der Grund, warum ich schreiben muß. Um so mehr, als meine »Jugend« voller Erinnerungen ist. Darin liegt kein Widerspruch.

All die Orte, an denen ich gelebt habe, all die Menschen, die ich geliebt habe, gehören nicht der Vergangenheit an. Sie wohnen nicht in jenem dunklen Land, das man »einst« nennt: Sie sind in mir, in meiner Seele, sie sind gegenwärtig.

Sicherlich treten sie daher gerade dann in großer Zahl hervor, wenn ich mich ganz jung fühle, wenn ich jedem Augenblick meines Lebens ganz nahe bin.

Es ist, wie ich jedenfalls glaube, mit vierunddreißig Jahren der Mühe wert zu sagen, wie sehr man das Leben liebt, und wer einen gelehrt hat, es zu lieben. Es scheint mir sogar, daß es für manchen vielleicht von Nutzen ist, wenn er weiß, daß derjenige, der hier spricht, mit acht Jahren blind geworden und mit zwanzig Jahren in ein nationalsozialistisches Konzentrationslager gebracht worden ist.

Diese Gründe mögen aber zu weit hergeholt und zu allgemein, ja vielleicht sogar großsprecherisch erscheinen. Ich werde mich deshalb bemühen, mich ihrer nicht allzu oft zu bedienen.

Glücklicherweise sind die Motive, warum ich schreibe, einfacher.

Ich lebe seit einigen Wochen im Ausland, im amerikanischen Staat Virginia. Ich habe mit diesem Land auf eine umfassende und unmittelbare Art Freundschaft geschlossen. Und doch ist es nicht mein Land: Ich habe hier noch keine häuslichen Gewohnheiten, noch keine Gewohnheiten in Vorstellungen. Amerika ist für mich eine neue Bekannte, und gerade das macht mich redselig. Ich würde ihr gern alles sagen. Ich würde ihr gern zu sagen versuchen, was ich besser weiß. Ich bin Pariser, ein Pariser der kargen städtischen Anlagen, des »Luxembourg« und des »Champ-de-Mars«, und nun bin ich plötzlich in den Schoß der Berge versetzt, von Bergen, die, ganz mit echten, atemberaubenden Wäldern bedeckt, schön und barbarisch zugleich sind. Ihre Luft und ihre Stille, die wie von einem großen Gesang durchzogen sind, lassen mich sprechen.

Es ist mein Ernst: Dies sind meine Gründe, warum ich schreibe. Der Lärm in den Städten ist heutzutage ein Hexenwerk, das den Menschen mit sich selbst entzweit, ein Gift, das die Erinnerungen auslöscht.

Hier, wo ich lebe, gibt es nur das Leben, das heißt, eine große Leere, einen Hohlraum, eine Herausforderung. Nichts hindert mich mehr, all die Fülle, die in mir ist — und die in allen Menschen ist, ohne daß sie es wissen —, aus mir aufsteigen zu lassen. Was rede ich noch? Alles läßt mich dazu ein.

*

Gibt es nicht viele Leute, die sich dessen schämen, was sie lieben? Dessen, was sie lieben und was sie leben läßt? Wie dumm ist doch diese Scham, und wie gern würde ich für mein Teil sie für immer verbannen!

Nun, ich als Lehrer liebe meinen Beruf. Und ich empfinde eine Zuneigung zu allen Menschen, die ihren Beruf auch lieben. Ich muß wohl kaum betonen, daß es für mich dabei unwichtig ist, ob sie einen Beruf ausüben, der als gewöhnlich oder — ich weiß selbst nie genau, aus welchen Gründen — als vornehm gilt.

Wie mir scheint, gibt es zwei Arten von Menschen: solche, die ihren Beruf lieben, und die anderen. Ich habe Zuneigung empfunden zu Generälen und Obersten, weil sie das Kommando und die Armee liebten, obwohl ich gewiß kein kriegerischer Mensch bin. Ich sehe natürlich ein, daß der Beruf eines Menschen nicht immer mit dem identisch ist, was er in der Öffentlichkeit ausübt. Nun, dann soll er ihn eben im geheimen ausüben!

Ich hänge so sehr an meinem Beruf als Lehrer, daß es einer meiner größten Wünsche ist, ihn niemals zu verlieren. Ich habe elf Jahre gebraucht, mir darüber sicher zu werden. Aber jetzt weiß ich es.

Das klingt grob und lächerlich wie ein Wahlprogramm. Aber es tut gut, dies einmal auszusprechen. Es wird später so oft noch von meinen Schülern und meinen Kursen die Rede sein, daß ich diesen Mittelpunkt meiner Existenz nicht verheimlichen könnte.

Ich unterrichte Sprachwissenschaft, französische Literatur, in Amerika. Das bedeutet letztlich, daß ich einen seltsamen Beruf ausübe. Denn wenn auch wenige Leute darüber nachdenken, so sagen sich doch viele verschwommen, es gebe Mitte des zwanzigsten Jahrhunderts Wichtigeres zu tun, und man müsse die alten poetischen Monde eintauschen gegen den wirklichen Mond. Ich bin nicht dieser Meinung: Ich habe nichts dagegen, daß man auf den Mond fliegt. Doch was bringt uns das? Ein Land mehr, das wir nicht kennen, wo wir doch schon so wenig über unsere gute alte Erde wissen. Sind wir so sicher, daß eine Mondlandung, gemessen an ihrem Nutzen und ihrer Wirkung, jemals die Vertiefung in unser eigenes Inneres aufwiegen wird, daß die Sterne des astronomischen Himmels für uns je den gleichen Glanz haben werden wie die Sterne unseres Inneren? Ganz sicher: mein Beruf ist sonder-

bar, und ich wäre nicht besonders erstaunt, wenn die modernen Völker, sobald sie erst auf dem Gipfel ihrer Entwicklung angelangt sind, den Entschluß faßten, ihn abzuschaffen.

Was wäre natürlicher! Die Untersuchung des literarischen Stils und seiner Bedeutung vermittelt den Menschen keine taxierbare Kenntnis. Sie ist ein Zeitverlust für den technischen Menschen, ein Sandkorn im Getriebe des Fortschritts, der das Glück bedeutet. Wozu sind jene Leute gut, die sich mit der Literatur befassen und angesichts eines Homer, eines Shakespeare und eines Racine behaupten, die Schönheit, die Intelligenz und der Nutzen liege nicht allein in den Worten, sondern in dem, was die Worte verbergen, in den Augenblicken des Schweigens, den Intervallen, dem Unausgesprochenen, der unsichtbaren Harmonie? Die Menschheit hat es eilig: zum Teufel mit solchen Leuten!

*

Ich sage das nicht mit Trauer, ich bin eher darüber belustigt. Ich möchte damit nur ausdrücken, daß ich einen ungewöhnlichen, anachronistischen, unmodernen und wenig verständlichen Beruf ausübe — alles Gründe, mich noch mehr an ihn zu binden. Ich fühle mich wie ein Pionier inmitten gefährlicher Wälder. Ich unterrichte also in Amerika hundertfünfzig junge Mädchen in französischer Literatur. Ich sagte schon: ich habe einen eigenartigen Beruf! An meiner Universität, die hier *College* heißt, gibt es nur Frauen: Die Männer sind alle Professoren. Diese Tatsache — ich sage es ehrlich — gefällt mir. Nicht nur, weil man dem munteren Schwatzen der jungen Mädchen nie ganz entinnen kann, sondern auch, weil diese Mädchen eines Tages den Lebensfaden weiter-spinnen und — um »beruflich« zu sprechen — die Bücher an ihre Kinder weitergeben werden, sofern es dann noch Bücher und Kinder gibt.

Ich gebe Erklärungen, vermittele Wissen, analysiere (was für ein schreckliches Wort), und ich wecke dann und wann die Liebe

zur französischen Sprache. Vor allem aber singe ich — ich singe wie ein Schmied an seiner Esse.

Nicht, daß ich mir viele Illusionen über den Umgang mit der Intelligenz machte: Ich weiß wohl, daß man mich im allgemeinen nicht versteht, nicht einmal an der Universität. Man versteht, was ich sage, weil ich bemüht bin, mich klar auszudrücken. Aber man versteht nicht, warum ich es sage. Das ist auch ganz natürlich: Auch ich kann nicht immer erraten, warum die anderen reden. Deshalb habe ich auch gegenüber der Geduld und dem guten Willen meiner Zuhörer Bewunderung und großen Respekt.

Ich bin ganz einfach zufrieden. Jedesmal, wenn ich anderen menschlichen Wesen gegenübertrete, steigt in mir ein Jubel auf, eine Großzügigkeit, die — ohne auf ein bestimmtes Objekt gerichtet zu sein — den Lohn in sich selbst birgt; mein Blut kreist schneller, und mich erfaßt, wie mancher gute Mann sagen würde, ein »heiliges Feuer«. Dann habe ich keine Angst mehr. Es ist seltsam: Ich habe vor nichts mehr Angst. Ich kenne meine Aufgabe. Ich kenne meine Grenzen, die zu überschreiten mir wenigstens die Hoffnung bleibt. Ich bin nicht mehr einzig mir zuliebe auf der Welt. Ist es da nicht gut zu verstehen, daß ich mich so jung fühlen kann?

Es ist nicht die Sprache, die mich derart befreit, die die Schwerkraft verändert, es ist die Übung an der Sprache. Sie schafft einen Lebensstrom zwischen jenem Molekül, das ich bin, und den anderen Molekülen, meinen Hörern. Dieser Strom nährt mich, macht mich zufrieden, läßt mich atmen und singen. Genau das nenne ich Lehren — eine Bewegung des Lebens, weit weg von allen Lehrbüchern. Sicher brauchen wir solche Bücher, aber die Stifte und Nieten, die der Schmied benötigt, machen noch keine Schmiede.

Diese lebendige Wechselbeziehung, dieses Überströmen von Leben zwischen meinem Publikum und mir läßt alle Themen zu, das heißt, es ist ganz gleichgültig, ob man über Ronsard, über Descartes, über Labiche oder Bergson spricht.

Die Hörer werden daran bestimmt keinen Anstoß nehmen,

dafür manche Professoren, die aus der Rangfolge der zu behandelnden Themen eine gelehrte Religion machen. Ich glaube bemerkt zu haben — man möge mir die Bemerkung verzeihen —, daß sich diese Leute noch niemals haben verständlich machen können. Das Publikum ist höflich — es läßt sie reden.

Nun, keine Polemik! Um so weniger, als es Gelehrte gibt, die ich schätze, Gelehrte, die ganz den Wunsch haben zu verstehen, was sie wissen. Doch ich spreche von den Professoren; sie haben eine Aufgabe, die immer dringender wird: die Kunst des Lebens zu lehren. Dieser Ausdruck klingt aber noch zu heiter, er könnte unsere wirkliche Misere verdecken. Was die Professoren vermitteln müßten, ist viel einfacher: nämlich die Fähigkeit weiterzuleben.

Ich sehe mit Schrecken auf eine fortschreitende Schwerfälligkeit. Ich spreche von einer fundamentalen Schwerfälligkeit, die uns hindert, zwischen Glück und Unglück, zwischen Vergnügen und Freude, zwischen Heilmittel und Gift zu unterscheiden, einer Schwerfälligkeit, die unsere gesamten Empfindungen in dunkle biologische Vorgänge verwandelt, die unseren Geruchssinn, unser Gehör, unseren Gesichts- und Tastsinn auslöscht. Und ich habe das Recht, erschrocken zu sein, weil ich feststelle, wie schwer es mir, mir selbst, fällt, meine innere Beweglichkeit, meine Verbindung mit dem Leben in dem Augenblick, in dem es mich durchdringt, aufrechtzuerhalten. Diese Schwerfälligkeit, fürchte ich, wird eines Tages nur zwei Möglichkeiten offenlassen: den Schlaf oder die Raserei.

Und das kann ich nicht ertragen. Ich kann es auch bei meinen Schülern nicht ertragen. Ich kann mich nicht darüber freuen, daß sie sich Wissen aneignen und gleichzeitig das Leben vergessen. Da diese Erinnerung, die Erinnerung an das Leben, die allerschwierigste ist, finde ich nur bescheidene Mittel, um sie in ihnen zu wecken: Ich bringe ihnen meine Zufriedenheit.

Die immer gleichbleibende Zufriedenheit — daß ich lebe und daß ich mich an Lebende wenden kann. Zu meiner Verwunderung reicht das manchmal. Ich sehe, daß sich die innere Einstellung

einiger von ihnen gewandelt hat, daß sie die gleichen Bücher nicht mehr mit den gleichen Augen lesen, daß sie nicht mehr zu den gleichen Stunden des Tages der lauernden Langweile zum Opfer fallen. Es gibt sogar manche, die mir das sagen, die es mir schreiben und mich ihrerseits wieder lehren, was sie von mir gelernt haben. Das ist meine größte Belohnung.

Ich habe anderen Menschen etwas voraus: meine Schwingung. Ich darf das ruhig sagen, denn ich weiß zu gut, daß sie nicht mein Verdienst ist. Ich weiß auch, daß sie nur dann bestehen bleibt, wenn ich sie übe. Das ist der eigentliche Grund, warum ich ein Buch zu schreiben beginne.



Die Augen schaffen die Farben. Der Mensch baut und zerstört die Landschaft. Ich sage diese Dinge, weil sie zu wenig bekannt sind; und wenn sie von einem Blinden gesagt werden, finden sie vielleicht etwas mehr Beachtung.

Die Augen machen die Farben. Ich meine damit natürlich nicht die physischen Augen, die Augen im medizinischen Sinn. Diese beiden verschwommenen und schwachen Organe im Vorderteil des Kopfes sind schließlich nur Spiegel. Auch wenn die beiden Spiegel zerbrochen sind, leben die Augen weiter.

Die wirklichen Augen, von denen ich sprechen möchte, arbeiten in uns. Das Sehen ist ein Grundvorgang des Lebens, der unabhängig ist von den physischen Werkzeugen, derer er sich bedient, und der unzerstörbar ist. Sehen ist eine Lebensströmung, die vor der Betrachtung eines Objekts, vor jeglicher äußeren Bestimmung, in uns angelegt ist. Vor und auch nach dessen Betrachtung, falls die körperlichen Aufnahmeinstrumente einmal ausfallen sollten. Man sieht in seinem Inneren.

Wenn uns das innere Licht — und damit die Farben, die sozusagen »das Kleingeld« des Lichtes sind — nicht zuerst gegeben worden wäre, könnten wir niemals die Farben der Welt bewundern.

Das weiß ich seit fünfundzwanzig Jahren, seit ich blind geworden bin. Deshalb kann ich ohne Scheu von meinem neuen Land, meinem Virginia, sprechen.

*

Ich bin mir nicht sicher, ob Virginia so schön ist, wie ich sage. Ich bin mir nicht sicher, ob es für alle so schön ist. Doch spielt das eine Rolle?

Vor weniger als zwei Jahren sprach ich mit Beredsamkeit und Leidenschaft von den Gesichtern meines Paris, die ich von der Plattform eines alten Autobusses erhaschen konnte. Vor weniger als zwei Jahren betrachtete ich, ohne ihrer jemals überdrüssig zu werden, die Wege, Straßen und Anhöhen von Romainville, Bagnolet und Montreuil: Ich liebte sie. Ich betrachtete sie, öffnete ihnen mein ganzes Herz, gab ihnen einen Teil meines Lebens. Nun, was tut es, wenn *mein* Virginia viel schöner als in Wirklichkeit ist!

Ich wünschte, daß alle Menschen sich angewöhnten, die Orte, an denen sie wohnen, schöner zu sehen. Sie würden sie besser bewohnen. Ich wünschte, sie machten sich ein wertvolles Bild von ihnen, das heißt ein Bild, das — voller Überraschungen, voller Sprünge, voller Frische, voll unbekannten Raumes — ihrem Leben nützt, so wie einem kleinen Kind die Wiege. Ich wünschte, die Menschen bauten sich all die Orte der Welt in ihrem eigenen Innern, mit den Händen der Phantasie. Ein solch großartiger Städtebau würde keine Elendsquartiere, keine Einöde, keine Verbannung mehr kennen.

Zunächst ist mein Virginia deshalb so schön, weil es nichts sagt. Es sagt nichts in der Sprache der Menschen.

Die Länder bei uns zuhause haben eine menschliche Sprache. Man hört sie von überall her aufsteigen, aus jeder Furche, aus jeder Scholle. Man kann auch ihre Gebärden sehen: die großen Arme der Glockentürme lassen eine Streu von Gebeten und Hoffnungen auf die Felder rieseln.

Hier, im Tal des Shenandoah-Flusses, inmitten der Appalachen-Wälder, hat der Mensch noch keine Zeit gehabt, die Erde mit seinem Lärm zu erfüllen.

Was wäre Frankreich, wenn man Dörfer und Städte spurlos auslöschen würde? Eine Ruine, eine verlorene Stätte, ein Stück Erde nach ihrer Verdammung. Virginia dagegen bleibe, was es ist. Es braucht die Menschen nicht.

Ich wohne nicht inmitten einer Wüste, im Gegenteil. Ich lebe in einer bescheiden luxuriösen Universität, die, harmonisch und gediegen erbaut, nahe einer Nationalstraße mit überaus lebhaftem Auto- und Lastwagenverkehr liegt, einige Kilometer von Roanoke, einer zweckmäßigen, einer richtigen Stadt entfernt. Die kleinen Täler rings um mich her, die, vom großen Tal ausgehend, sich in die Berge schneiden, sind markiert von erfolgreichen, fleißigen Gutshöfen. Dennoch füllen Hollins College, die Landstraße Nr. 11, Roanoke und all die Gehöfte der benachbarten Grafschaften die Landschaft nicht aus. Noch nicht. All diese menschlichen Behausungen, all diese Straßen liegen hier nur zufällig. Man könnte sie alle abkratzen, losreißen, an einen anderen Ort transportieren: Berge und Wälder würde es nicht kümmern.

In Virginia bin ich allein mit mir selbst, allein der wilden Natur gegenüber. Ich bin sicher, daß auch die Amerikaner diese Einsamkeit spüren. Sie spüren sie so stark, daß sogar den selbstsichersten und lebhaftesten Leuten unter ihnen eine gewisse Traurigkeit eigen ist. Oder besser: ein Zögern, ein Abwarten. Sie scheinen nicht zu wissen, daß sie auf der Erde, in die Erde gepflanzt sind.

Denn das erfordert Zeit, mehr Zeit, als das einzelne Leben bietet. Ein Mensch ist nicht allein aus eigener Kraft stark, sondern ebenso kraft seiner Eltern, seiner Vorfahren. Ein Mensch, der sich nicht täuscht, verdankt diese Fähigkeit den Irrtümern anderer.

Wegen dieser Nacktheit liebe ich Virginia, und ihretwegen könnte ich ganz Amerika lieben.

Mit Nacktheit meine ich Armut. Das ist sicherlich eine seltsame

Bemerkung, wenn man über ein Land spricht, das das am besten ausgestattete, das strahlendste, das am reichlichsten versorgte und das luxuriöseste der Welt ist. Und trotzdem sehe ich es nackt.

Mögen sich meine amerikanischen Freunde nicht darüber ent-rüsten: Diese Armut ist ihr Reichtum.

Es ist reich — das Haus inmitten von Wäldern, inmitten eines Teppichs von Gras und Blättern, der sich ohne Begrenzung bis zum nächsten, unsichtbaren Haus auf der anderen Seite des wilden Tales erstreckt. Doch sein Reichtum liegt nicht in seiner elektrischen Ausstattung, nicht im Automobil, das vor dem Tor wartet: Er liegt in seiner brüsken Begegnung mit dem Wald, in der Offenheit des Raumes nach allen Seiten.

Amerika ist nicht nur größer als Europa, es hat auch noch nicht zu sprechen begonnen. Das ist etwas ganz anderes! Wenn es spricht, dann aufs Geratewohl und mit überstürzt-übersteigerter Stimme. Es hat sich dazu einige Orte gewählt: New York, Chicago, Los Angeles, Detroit: die Knotenpunkte. Von ihnen her tönen über das ganze Land hin verworrene Schreie. Der Rest schweigt. Auch Virginia schweigt.

*

Muß ich betonen, daß dieses Schweigen kein poetisches Bild, sondern eine Empfindung ist?

Erst gestern habe ich es gehört. Es war ein Sonntag im November; die Sonne hatte Flügel aus Wind und glieh über der violett-braunen Erde einem großen Vogel. Ich verließ das College mit dem Auto, umfuhr die nahen Bergrücken und erreichte zwischen dem Catawba- und dem Fort-Louis-Massiv ein schmales Tal. Schließlich stieg ich — so gar nicht nach amerikanischer Manier — aus und wanderte die Straße entlang. Das Schweigen war da.

Ich spreche nicht vom Pochen des Windes in den Zweigen oder von der Erde, die gerade das gefallene Laub zermahlt: Das sind Geräusche, die uns von zu Hause her vertraut sind. Ich spreche

von den Häusern. Da zogen sie sich, ganz reizend anzusehen, in großer Zahl das Tal entlang. Aber sie sagten nichts. Sie schienen nicht verbindlich zu sein. Sie führten zu keinem Dorf, zu keinem Ballungsort menschlichen Lebens mit seinen tief verwurzelten, alten Nöten und langandauernden Freuden. Man hätte meinen können, es seien Häuser auf der Durchreise, unbeweglich dastehenden Wohnwagen vergleichbar. Selbst die kleine, einsame, von Wald umschlossene Kirche, auf die ich am Rand des Weges stieß, wies auf Flüchtigkeit und Übergang.

Die Amerikaner sind Nomaden. Wenn sie eine Stadt bauen, denken sie nicht daran, ihre Tore zu schließen. Da liegt sie dann, an einer bequemen Stelle erbaut, nach allen Seiten offen, ohne Herz und ohne Geheimnis. Sie lebt, aber ihr Leben ist wechselhaft und impulsiv. Sie hat keine Gewohnheiten. Sie schmiegt sich nicht an ihre Kirche, ihr Rathaus, ihre Schule und ihren alten Brunnen. Man weiß nicht, daß man sie schon betreten hat: Kein Mensch hat ein Zeichen gemacht. Nicht einmal die Straße hat sich verengt.

Es sind Nomadenstädte, Lagerstädte. Auch Roanoke, das ganz in meiner Nähe liegt, ist trotz seiner Ampeln, seiner zwei Fernsehsender und seiner Supermärkte eine solche Stadt. Ich wäre nicht überrascht, wenn ich sie nach einer Abwesenheit von zehn Jahren gar nicht mehr oder, bei einem Spaziergang, an einer anderen Stelle des Tales vorfände. Könnte man in dieser Weise von Amboise oder Reims sprechen?

Das Land ohne Menschen, das Land der nomadisierenden Jäger, der Indianer, die nie ihre Spuren auf diesem Boden hinterließen, ist nicht fern von hier. Amerika steht ganz weit offen.

Darin liegt seine Armut: Es hamstert nicht. Und das liebe ich an ihm über alles.

Hier gibt es nichts, was mich aufhält. Ich brauche nur den Pfad einzuschlagen, dem die Nomaden schon immer gefolgt sind, brauche nicht mehr zu rechnen, ich kann das Leben, das ich habe, verausgaben.

Virginia hat mich erwartet. Beileibe, ich bin nicht so einfältig

zu glauben, daß es mich nötig hatte. Aber es erwartete mich, wie Amerika all die erwartet, die zu ihm kommen: Es sind nicht allzu viele. Es gibt ihnen nicht zu verstehen, daß sie zu spät kommen. Sie sollen ihr Spiel machen! Ich will es tun.

Worauf es in diesem Land, wo die Menschen noch nicht fixiert sind, ankommt, ist kurz gesagt: Man muß es lehren zu leben, und zwar nicht — welche Einfalt! — durch Unterricht in Moral, sondern dadurch, daß man das Handwerkszeug, das man besitzt, das Europa einen hat mitnehmen lassen, mitbringt.

Für mich besteht dieses Handwerkszeug in meinen Erinnerungen, die zufällig angesammelt, halb vergessen, halb wiedergefunden sind, wie alle Erinnerungen, die aber dadurch, daß es sich bei ihnen um Erinnerungen an Menschen handelt, durch ein starkes gemeinsames Band verknüpft sind.

Diese Menschen leben oft seit vielen Jahren in meiner Erinnerung. Sie haben mich niemals verlassen. Doch plötzlich sind sie, angesichts des schweigsamen Amerika, in der Lage zu reden. Sie können sprechen. Sie haben es seit Jahrhunderten gelernt, ohne daß ich oder sie davon wußten. Was sie erzählen, wenn ich sie friedlich in meinem Geist wie in einem großen Saal um mich versammelt halte, hat nichts mit der Vergangenheit zu tun, mit der Sehnsucht nach besseren Zeiten, nichts mit toten Kulturen und überhaupt nichts mit dem alten Europa. Was sie erzählen, sind Geschichten aus dem Leben.

Sie schöpfen aus dem Leben und aus der Zuversicht. Ich kann nichts dafür: Meine anderen Erinnerungen sind tot. Und nichts kann mich dazu bringen, sie wieder zu wecken.

Der erste auf meinem Weg ist ein alter Mann, und man kann sich kaum vorstellen, wie glücklich ich darüber bin.

Ich weiß nicht, ob es einen größeren Segen als die Begegnung mit einem echten — das heißt: fröhlichen — Greis gibt. Das kommt so selten vor. Denn leider ist das Alter für die meisten Menschen nur ein blindes, den Verfall dokumentierendes Zusammenzählen von Lebensjahren. Doch wenn ein alter Mann fröhlich ist, und zwar in einem Maße fröhlich, daß er es nicht einmal mehr nötig hat zu sprechen, dann übt er eine befreiende Wirkung aus, wohin er kommt. Ein Mensch dieser Art lebt in meinem Gedächtnis. Er hieß Jérémie Regard.

Nicht ich habe ihm diesen Namen gegeben. Er hieß wirklich so. Wie viele Romanciers hätten ihn wohl gern erfunden?

Ich möchte mich ganz klein machen, wenn ich von ihm spreche, denn er war so groß und schien es doch so wenig zu sein. Er hat in meinem Dasein eine so kurze Zeitspanne — einige Wochen nur — eingenommen, daß ich ihn nicht mehr vor mir sehe. Verschwommen erkenne ich einen kräftigen, untersetzten Mann von aufrechtem Gang und kleiner Statur. Sein Gesicht sehe ich nicht. Ich glaube, ich habe mir über dieses Gesicht nie Fragen gestellt, auch damals nicht. Ich sah hinter ihm ein anderes, weitaus wirklicheres.

Ich bin ihm als Neunzehnjähriger mitten im Krieg, im Winter 1944, in einem deutschen Konzentrationslager begegnet. Er war einer von sechstausend französischen Gefangenen, die in der Zeit vom 22. bis zum 26. Januar nach Buchenwald kamen. Aber er hatte mit keinem anderen eine Ähnlichkeit.

Hier muß ich einen Augenblick innehalten. Ich habe Buchenwald erwähnt. Ich werde es noch oft tun. Dennoch erwarte man von mir kein Bild der Greuel während der Deportation. Diese Greuel gab es wirklich, aber man kann sie nicht beschreiben. Um das Recht zu haben, darüber zu sprechen, sollte man nicht Schriftsteller, sondern Arzt sein — und Arzt nicht nur in bezug auf den Körper. Ich werde mich also auf das Allernotwendigste beschränken, auf die schematischen Elemente der Szene. Manchmal werde ich über die Deportation für manche Leute sogar in einer skandalösen — oder besser: paradoxen — Weise sprechen: Ich werde sagen, wozu sie gut war, ich werde zeigen, welchen Reichtum sie enthielt.

Wenn ich oft auf sie zurückkomme, so darum, weil sie, im Augenblick meines Eintritts ins Leben, für mich ein bis oben hin gefüllter Speicher von Schmerz und Freude, von Fragen und Antworten war.

Auch Jérémie sprach nicht vom Konzentrationslager, auch nicht während seines dortigen Aufenthalts. Sein Blick war nicht auf den Rauch des Krematoriums geheftet, noch auf die zwölfhundert eingeschüchterten Häftlinge von Block 57. Er schaute darüber hinweg.

Zunächst wußte ich nicht, wer er war. Im Gespräch nannte man ihn »Sokrates«.

Meine sehr zahlreichen Nachbarn gebrauchten einen Namen, der in dieser Atmosphäre von Angst und Kälte, in der wir uns ständig bewegten, gänzlich überraschte. »Sokrates hat gesagt...«, »Sokrates hat gelacht«, »Sokrates steht dahinten, nein dort, ein wenig weiter, auf der anderen Seite der Menschenmenge mit den rasierten Köpfen«. Ich verstand nicht, warum all diese Leute einen von ihnen gerade Sokrates nannten. Doch ich war neugierig auf ihn.

Eines Tages schließlich sah ich ihn, ich sollte ihn wohl sehen. Ich habe aber, um ehrlich zu sein, an diese erste Begegnung keinerlei Erinnerung mehr.

Ich weiß nur noch, daß ich einen redegewandten Widerspruchsgeist, einen spitzen Metaphysiker, irgendeinen triumphierenden Moralphilosophen erwartet hatte. Nichts von dem sah ich.

Er war ein einfacher Schmied aus einem kleinen Dorf am Fuß des Französischen Jura und aus Gründen nach Buchenwald gekommen, die so wenig mit dem Wesentlichen zu tun hatten, daß ich sie nie erfahren, noch nach ihnen gefragt habe. Er hieß nicht Sokrates — man weiß es bereits —, sondern Jérémie, und ich verstand nicht, warum dieser Name meinen Kameraden nicht genügt hatte.

Jérémie hatte eine Vergangenheit als Schmied, an einem ganz bestimmten Ort der Welt, in einem französischen Dorf, und über diese Vergangenheit erzählte er gern, mit breitem Schmunzeln. Er erzählte von ihr auf eine ganz einfache Weise, so wie jeder Handwerker von seinem Beruf spricht. Und nur dann und wann konnte man, kaum sichtbar, bemerken, wie eine andere Schmiede Gestalt annahm — eine geistige Schmiede. Ich sage bewußt »geistig«. Dieses Wort ist zwar durch den Gebrauch abgenutzt, doch in diesem Fall trifft es das Richtige.

Ich hörte Jérémie plötzlich von Menschen reden, die nicht nur wegen ihrer Pferde und ihrer Fuhrwerke zu ihm kamen, sondern ihrer selbst wegen, um ganz beschlagen und neu wieder wegzugehen, um ein wenig von der Lebenskraft, die ihnen fehlte und die sie in der Schmiede von Vater Jérémie so überreichlich, strahlend und sanft vorfanden, nach Hause mitzunehmen.

Zu jener Zeit war ich Student. Ich hatte keine Erfahrung mit dieser Art von Menschen; sie füllen nicht die Universitäten. Ich glaubte, daß ein Mensch, der weise ist, es sogleich sagt und erklärt, in welcher Weise und warum er es ist und welche Gedankenkette dem zugrunde liegt. Vor allem glaubte ich, man müsse, um weise zu sein, denken, ganz fest denken.

Vor Jérémie stand ich sprachlos, denn er dachte nicht. Er erzählte seine — fast immer gleichen — Geschichten, schüttelte einen an den Schultern und schien sich über die Anwesenden hinweg an unsichtbare Personen zu wenden. Er hatte immer etwas

Sichtbares zur Hand. Wenn er davon sprach, wie zufrieden ein Nachbar seine Werkstatt verlassen hatte, war es, als spräche er von einer Warze, einer Beule, einem Geschwür, das er eben entfernt habe. Er stellte seine moralischen Werte mit den Augen fest, so wie Naturwissenschaftler Mikroben mit ihren Mikroskopen feststellen. Er machte keinen Unterschied. Und je mehr ich es ihn tun sah, desto leichter wurde mir.

*

Ich bin schon Menschen begegnet, die mich verblüfften, pathetischen Menschen, deren Auftreten nach Gestik und Rede so glänzend war, daß man in ihrer Gegenwart die Augen niederschlagen mußte. Jérémie verblüffte nicht, ganz gewiß nicht. Es war nicht seine Art, uns zu verwirren.

Nicht die Neugier zog mich zu ihm hin, ich brauchte ihn wie ein Mensch, der am Verdursten ist, Wasser braucht. Es war ein Grundbedürfnis, wie alle wichtigen Dinge.

Wenn ich Jérémie durch unsere Baracke gehen sah, entstand immer ein Zwischenraum zwischen ihm und uns. Blieb er stehen, rückten die Leute ein wenig ab und machten in ihrer Mitte etwas Platz. Diese Bewegung erfolgte ganz instinktiv, und man kann sie nicht allein durch den Respekt, den er genoß, erklären. Wenn wir vor ihm zurückwichen, so war es eher, als ob man einen Schritt zurücktritt, um einem Arbeitenden Platz zu machen.

Man bedenke, daß wir mehr als tausend Menschen in unserem Pferdestall waren, tausend Menschen in einem Raum, in dem schon vierhundert sich unbehaglich gefühlt hätten. Man bedenke, daß wir alle eine tiefe und unmittelbare Angst verspürten. Man stelle sich uns nicht als Individuen vor, sondern wie eine leimige, protoplasmaartige Masse. Wir waren tatsächlich aneinandergeklebt. Die einzigen Bewegungen, die wir machten, bestanden darin, zu stoßen, uns festzuhalten, uns aneinanderzuhängen, uns durchzuwinden. Stellt man sich das vor, dann kann man sicher das Erstaunliche —

um nicht zu sagen, das Wunder — dieser kleinen Distanz, dieses Zirkels an Raum, von dem Jérémie umschlossen blieb, besser verstehen.

Er hatte nichts Erschreckendes und nichts Strenges an sich, er war nicht einmal redegewandt. Aber er war da, und man sah es. Das fühlte sich an wie eine Hand, die sich auf die Schultern legt, eine Hand, die einen mahnt und zur Umkehr zwingt, wenn man fliehen möchte.

Wo er auftauchte, konnte man atmen: Ein Lebenshauch berührte voll mein Gesicht. Es war vielleicht kein Wunder, aber doch zumindest eine Wirkung, die nur von ihm ausging. Ja, Jérémies Wanderung durch den Block ließ uns atmen. In meiner Erinnerung verfolge ich deutlich den lichten und reinen Weg, den er durch die Menge nahm.

Damals habe ich nicht begriffen, wer er war, doch ich habe es gesehen. Und dieses Bild begann sogleich in mir so sehr zu arbeiten, daß es mich heute wie ein Leuchtturm erhellt. Ich habe nicht gewußt, wer er war, weil er es nicht sagte. Er hatte eine Geschichte, auf die er oft zurückkam: Er gehörte, wie er sagte, der Christian-Science-Bewegung an. Er war sogar einmal in Amerika gewesen, um dort mit seinen Glaubensbrüdern zusammenzutreffen. Dieses für einen Schmied im Jura recht ungewöhnliche Erlebnis machte mich zwar neugierig, half mir aber nicht weiter. Es umgab ihn nur noch stärker mit einem Schleier des Geheimnisses; doch das war alles. Allein Jérémie war es, der etwas bedeutete, ohne seine Geschichte.

Muß man so viele Bilder gebrauchen, um einfache Vorgänge wie Essen und Atmung zu beschreiben? Ich konnte der Versuchung nicht widerstehen, doch ich weiß, daß Jérémie es mir untersagt hätte. Er wußte zu gut, daß man nicht von Ideen lebt.

Er war ein durch und durch praktischer Mensch. Er wußte, daß wir in Buchenwald nicht von den Ideen leben konnten, die wir über Buchenwald hatten. Er sagte uns das und sagte sogar, daß viele von uns sterben würden. Er hat sich leider nicht getäuscht.